

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 18

Artikel: Alte Männer in einer Wirtsstube
Autor: Ramuz, C.F. / Weckerle, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669238>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sich so einen Kerl vor die Seele stellen kann. Es gibt freilich einen kleinen Trick: Nehmen Sie sich irgend einen Bekannten als Vorbild! „Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt?“ Kennen Sie so einen fertigen Lumpenhund, so einen Schmutzfinken? So einen Kerl, der vor Einbildung stinkt und dabei von äusserster Konzilianz ist, ein Gentleman schlechthin? Besinnen Sie sich, und wenn Ihnen keiner einfällt, na dann flüstere ich Ihnen danz diskret einen Namen: Biedermann. Wie er leibt und lebt! und unter uns gesagt — liebt!»

Bassermann ist nun doch etwas erstaunt: «Glauben Sie wirklich, Herr Doktor?» Aber der andere lächelte schon wieder aufs verbindlichste: «I wo denn? Ich hab lediglich einen Spass gemacht. Gar nichts gesagt hab ich. Kein Wort!» Dann streicht er seine Zigarette an: «Sehen Sie, junger Mann,

beim Theater genügt so ein Zwinkern mit den Augen, und man versteht sich.» Er zwinkerte, und Bassermann lachte.

Die Premiere wurde ein mächtiger Erfolg. Spüringer sass in der ersten Reihe. Direktor Biedermann liess Bassermann ins Büro bitten. «Glänzend haben Sie den Wurm hingelegt! Ausgezeichnet haben Sie den Kerl kopiert, den — Sie wissen ja, wen ich meine! Ob er etwas gemerkt hat? Aber so ein Dummkopf merkt doch nichts —»

Und im «Tusculum» streckte Spüringer dem jungen Darsteller die Hand hin: «Bravissimo! Sehr schön! Sehen Sie, was ein guter Rat wert ist? Ist er rot geworden? Aber was wird so ein Kerl schon merken!»

Bassermann selber hat nie gesagt, wen er kopiert hat.

Kaspar Freuler

Alte Männer in einer Wirtsstube

Von C. F. Ramuz

Man hat sie noch nicht gesehen, man müsste zuerst den Rauch, in welchen sie sich hüllen, von ihnen nehmen. Man sieht höchstens einen Arm, der aus einem weissen Hemdärmel herausschaut, oder wie jemand, unter einem schwarzen Filzhut, den Kopf schüttelt; man kann nicht unterscheiden, wer dort ist; man muss warten, bis man die Tür öffnet und ein Luftzug entsteht. Die Tür wird geöffnet, die Luft tritt ein und bricht sich mit einem Mal von der Türe aus einen Gang zu ihnen, welchen sie mit ihrem guten, frischen Duft erfüllt; und wie sie hereingewirbelt kommt, hebt sie diesen dichten blauen Dunstschleier weg, der über Schultern und Köpfen war.

Nun sieht man, dass sie dort sind, man sieht, dass sie ihrer sieben oder acht sind, die auf zwei Holzbänken sitzen, zu beiden Seiten eines langen Tisches; man sieht, was sie machen, wer sind sind, wie sie dort sitzen, man sieht ihr Gesicht. Sie sind für einen Augenblick wie neu und aufgefrischt, wie ein Bild, das man restauriert hat.

Da sind sie: der alte Joly mit aufgestützen Ellbogen, der dicke Monachon, der jünger ist und ein rotes Gesicht hat, er ist der Syndikus der Gemeinde, dann der lange und magere Jaquet, Perrochon mit einem Bart und dann noch Gailloud

und Dufay. Ihrer sieben oder acht sitzen dort eng beisammen auf zwei Bänken, und zwischen ihnen ist ein schmaler, langer Tisch.

Die Bänke und auch der Tisch sind mit brauner Oelfarbe bemalt, um Nussbaum oder Eiche (Hartholz) zu imitieren. Durch das häufige Waschen und Reiben aber tritt an gewissen Stellen in Erscheinung, aus was die Bänke wirklich gemacht sind, nämlich aus Tannenholz, das man dort, wo die Farbe weg ist, als blasses Streifen erkennt. Die Männer sitzen nach vorn gebeugt auf den Bänken; die Ellbogen auf dem Tisch, stecken sie ihre Köpfe zusammen, oder da ist einer, der gestikuliert, oder ein anderer hat die Hände in den Hosensäcken. Und zwischen den beiden Reihen sieht man ihre Schoppen, sie sind aus hellem Glas, haben einen nach oben weiter werdenden Hals und tragen als amtliches Zeichen ein mattiertes Schweizerkreuz mit einem quer hindurchgehenden Strichlein, das anzeigt, bis wohin die Flüssigkeit beim Einfüllen steigen muss, damit die Sache ihre Richtigkeit hat.

Wir sind in einem Land, mit dem es gut steht, und auch mit ihnen steht es gut. Sie haben ihre Sonntagskleider an, schwarze oder braune, weisse Hemden, die meisten mit einem Umlegkragen, unter welchem eine schwarzseidene Krawatte

durchgezogen ist. Die einen haben ihren Kittel an behalten, andere haben ihn, weil es warm ist, ausgezogen.

Ja, sie alle sind da, sie treffen sich hier als Stammgäste und als alte Bekannte, jeden Sonntag. Sie alle sind da, ihren Schoppen klaren, gelben Weissweines vor sich, einen Dreier, einen Zweier, einen Halblitter, je nachdem einer nach seinem persönlichen Geschmack bestellt hat, oder je nachdem mehrmals bestellen will. Ihre Schoppen und die hohen, engen Trinkgläser, wie sie jetzt in der Mode sind, vor sich, sitzen sie beharrlich an diesem Tisch, der fest auf seinen vier Beinen steht; ja, da hocken sie fest auf ihrer Bank, ihre derben Schuhe ebenso fest und breit auf den tannenen Bretterboden gestellt, auf dem die Astknoten Höcker bilden.

Sie rauchen Pfeife oder Stumpen, ein Schweizerprodukt, Stumpen, die von einem Ende zum andern gleich dick sind, zylindrisch, schwarz und gewunden mit Blattrippen; die Stumpen geben einen dicken, grauen oder blauen Rauch, desgleichen die Pfeifen, das gibt zusammen eine dicke Wolke. Wie das fortwährend von ihren Plätzen aufsteigt, wie der Rauch eines Staudenfeuers im Herbst, der stark riecht; von neuem werden sie darin verschwinden. Noch sind sie es nicht ganz.

Nun sieht man, dass die Mehrzahl von ihnen schon im vorgerückten Alter stehen, sie sind Jahrgänger, ihre Haare und Bärte sind mit den Jahren gebleicht, ihre Schnurrbärte grau geworden; und diese selben Jahren sind gekommen und haben ihnen wie mit einem Werkzeug parallele Linien in die Stirne gegraben, wie Notenlinien sehen sie aus, oder es hat ihnen den Mund mit zwei schattendunklen Furchen, zwei Narben gleich, eingeraumt. Sie alle sind Leute schon vorgerückten Alters, Leute, die Erfahrung und Gewicht haben. Sie sehen einander an, sie sagen nichts, sie sehen sich nur an; dann hebt einer sein Glas, hält es zum Anstossen einem andern Glas entgegen, das gibt einen kleinen fröhlichen Ton, wie von einem Ziegenglöcklein:

«Gesundheit!»

«Gesundheit!»

Und der erste nimmt das Wort wieder:

«Was ist das für einer?»

«Luins.»

«Der ist nicht so gut wie der Féchy vom letztenmal.»

«Was willst du mehr! Das Jahr...»

«Es hat zu viel geregnet. Das ist es. Davon sind

wir abhängig, und jene, die ihren Weinberg halten, sind es so gut, wie jene, die ackern und Getreide pflanzen. Die Sonne brauchen wir, und wird sie nur ein wenig bleich, so leiden wir schon darunter.»

«Es hat zu viel geregnet.»

Der andere schüttelt den Kopf. Bei Gott, man weiss es ja. Man hat den Wein so gut gemacht, als man es konnte. Der andere hebt sein Glas und trinkt; alle beide trinken.

Und wieder sieht man sie nicht mehr; die Tür ist wieder geschlossen. Sie hüllen sich mit Rauch ein. Im Rauch bewegen sie sich vage, sie machen undeutliche Bewegungen. Und ihre Stimmen dringen aus dem Rauch, zwar so, dass man nicht mehr weiss, wer spricht, ausser man erkennt den Ton der Stimme, der hoch oder weniger hoch, stark oder weniger stark ist, der weit oder weniger weit trägt, der mehr oder weniger Autorität hat. Jetzt, zum Beispiel ist es Joly, und dass er es ist, weiss man darum, weil seine Stimme so etwas wie einen Riss hat:

«Niemand wird mich von der Idee abbringen können, dass wir so etwas wie einen verdorbenen Kalender haben, die Jahreszeiten, sie werden nicht mehr recht. Wohl auch darum, weil diese von den Leuten verdorben werden.»

«Von den Leuten?»

«Hör mal, Gailloud, du hast doch einen Sohn, du hast sogar zwei. Wie denkst du über sie?»

«Sie führen sich nicht schlecht auf.»

«Ja, aber sag mal, ihre Gewohnheiten, ihre Art sich zu kleiden. Was rauchen sie?»

«Zigaretten.»

«Da haben wir's; ich rauche die Pfeife, und du den Stumpen. Die Zigaretten, die sind teuer, dauern nicht lang und machen erst noch nervös. Hast du aber einmal deine Pfeife gestopft und sitzt sie fest in deinem Mundwinkel, brauchst du dich nicht mehr um sie zu kümmern. Und dann, ein Päcklein Tabak kostet vierzig Rappen. Die Burschen von heute aber geben einen Franken und mehr aus für ein Päcklein von diesem Zeug aus Papier, das zehnmal schneller verbrannt ist. Die Burschen von heute, sie rauchen während der Arbeit. Die ganze Zeit sind ihre Hände in Anspruch genommen. Gern hab ich das nicht. Und du?»

Gailloud hat die Achseln gezuckt.

«Und ihre Hemden», beginnt Joly wieder, «die sind blau, die sind grün, gelb und rot. Sie sind aus Baumwolle, es ist aber die falsche Baumwolle. Sie scheinen aus Seide zu sein, sind

aber aus falscher Seide. Zudem haben sie noch kurze Aermel. Zu meiner Zeit, da stülpte man die Aermel auf, wenn man das wollte. Sie aber, sie haben nackte Arme, wie Dämmchen im Café. Zu meiner Zeit trug man Hemden aus Hanf, die hielten ein ganzes Leben aus. Du erinnerst dich, Gailloud, wie das am Anfang rauh und steif war, und von rötlicher Farbe waren sie am Anfang. Erst durch häufiges Waschen wurden sie schliesslich weiss und geschmeidig, aber auch dann hielten sie stand. Man musste nicht alle vierzehn Tage zum Krämer laufen. Alle vierzehn Tage kommen sie; sie sagen: „Vater, du musst mir zwanzig Franken geben.“ — „Für was?“ — „Ich habe nichts mehr anzuziehen.“ Ist es nicht so, sag Gailloud?»

Gailloud antwortete: «Wahr ist es. Wenn du aber Mädchen hättest, was würdest du dann wohl sagen? Ich, ja, ich weiss es, denn ich habe drei. Sie haben sich die Haare abschneiden lassen. Ich wollte das nicht. Sie aber, sie beharrten darauf. „Man wird sich über unsre Nackenlocken lustig machen.“ Und die Mutter hat ihre Partei ergriffen. Was willst du da machen? Und Welch schöne Haare waren es! Und sie hatten so viel Zeit gebraucht zum Wachsen. Nichts mehr. Ja, nichts mehr als Löcklein und Wellen. Und was das kostet! Sie sind die ganze Zeit beim Coiffeur.»

«Ja, da gibt's schon etwas zu sagen.»

Monachon spricht es, der Syndikus, er ist ein gescheiter Mann.

«Sie sind die ganze Zeit auf ihrem Velo. Früher blieben die Mädchen zu Hause. Jetzt sind sie auf den Strassen.»

«Und die Burschen!» hat Joly gesagt. «Meiner möchte ein Motorrad haben.»

«Das ist das Maschinenzeitalter!» sagte Gailloud.

«Ja, aber höre, ich habe ihm gesagt: „Damit du schneller als ich auf den Friedhof gelangen kannst.“ Dorthin gehe ich lieber zu Fuss.»

«Wie soll man nur ein wachsames Auge über sie haben?» nimmt Gailloud das Wort wieder. «Und die Arbeit, die sie verrichten!»

«Ja, da gibt's schon etwas zu sagen.»

«Und wir, aus unsrer Zeit», hat Joly gesagt. «Du erinnerst dich, wenn man zum Mähen aufbrach. Das war des Morgens um vier Uhr, zur Stunde, da die Vögel aus voller Kehle singen und das Gras so nass ist, als ob man im Wasser marschieren würde. Man hatte seine Sense, das genügte uns. Man hatte seine Sense auf der Schulter und am

Rücken den Wetzstein, das war alles. Man brauchte sich nur zu bücken und die Sense so zu führen, von hinten nach vorn. Mit der Hand am Griff spürte man das Gras, derb oder zart fühlt es sich an, je nachdem; und an seinem untern Teil, dort wo es aus der Erde kommt, ist es weiss, und weiter oben, da sind die vielen, ganz grünen Blättlein, die sich nach allen Seiten ausbreiten. Und je nachdem schnitt man kräftiger oder sanfter, man hatte das im Gefühl, gleichsam im Kopf, da der Kopf, von dem, was durch die Hand geschah, beständig benachrichtigt war und Auskunft erhielt: das stieg längs des Sensenstiels, dann stieg es längs unseres Armes empor bis zu unserm Verstand. Man musste nur seine Bewegungen variieren, übrigens variierten sie sich von selbst.

Sie aber, sie steigen auf ihre rote Maschine, die aus Eisen und hart und starr ist; sie setzen sich auf einen eisernen Sitz, wie in einen Fauteuil; sie lassen sich davonführen. Empfinden tun sie nichts. Da ist zwischen ihnen und dem, wie sie tun, etwas, zu dem sie keine Beziehung haben. Und das ist schlimm. Freilich, es geht schnell. Wofür jedoch nützt es, schneller zu gehen, wenn alle Welt schneller geht? Man weicht der Mühe aus. Aber vielleicht liegen in der Mühe neue Erfahrungen für uns, die man ohne die Mühe nicht hat. Ich weiss nicht, ich weiss nicht, wie ich es sagen soll, aber vielleicht ist es doch so, dass die Mühe sich lohnt.»

«Und der Fortschritt?»

Es ist jemand hereingekommen. Wer es ist, kann man nicht sehen. An seiner Stimme errät man aber, dass es ein Junger ist.

«Ja, der Fortschritt», sagt Joly, «aber da stellt sich just die Frage, ob das, was man durch ihn verliert, nicht doch wichtiger sei, als das, was man gewinnt. Die Jungen sehen nur das, was man gewinnt; ich, ich sehe das, was man verliert. Und schliesslich sehe ich wohl, was man verlieren wird, nämlich den Zusammenhang mit der Welt. Man hat ja den Fortschritt schon gar nicht mehr; der Fortschritt, die Maschine, sie haben uns. Ich weiss nicht, ich weiss nicht, wie ich es sagen soll, jedoch die Sache ist ernst. Das aber weiss ich, dass dies der Anfang grosser Umwälzungen sein wird, denn die Mühe, die man sich früher gab, hatte ihre Ursache im Widerstand, den uns die Dinge entgegengesetzt; über diese Dinge aber wussten wir Bescheid.»

«Ja, da gibt's schon etwas zu sagen», beginnt Monachon wieder. «Was willst du nur machen? Du wirst nichts daran ändern können.»

«Nun, sagt einmal», nimmt der Junge das Wort wieder, «wieviel Zeit habt ihr früher für die Ernte gebraucht?»

«Drei Wochen.»

«Mit einem Getreidebinder macht man's jetzt in drei Tagen.»

«Und was machst du», sagt Joly, «mit dem, was du damit gewinnst? Du führst dich mit dem Velo spazieren, du läufst den Mädchen nach, du rauchst Zigaretten. Was nützt dir das?»

Der magere Jaquet, der eine Nase hat so schmal wie eine Messerklinge, sagt:

«Die Hauptsache ist doch das Geld, man verdient mehr . . .»

«Das Geld ist nicht alles», sagt Joly.

Lärm tönt aus dem Rauch.

«Hat man Geld, so will man noch mehr. Das Geld ist wie die Maschine, es lässt den Menschen nicht mehr los. Ich weiss nicht. Ich weiss nicht, wie ich es sagen soll. Das aber ist wichtig: die Freiheit. Das ist wichtig: die Zufriedenheit.»

«Und hin und wieder ein guter Tropfen, trotz dem, äh?» sagt Jaquet.

Jaquet lacht; sich die Hände reibend, hat er lange gelacht, er allein; Joly aber:

«Das wird doch erlaubt sein, oder?»

«Einverstanden!» hat Jaquet gesagt, «aber man muss doch zu geben, dass die jungen Leute von heute nicht mehr so viel trinken, wie die jungen Leute von früher. Das ist auch etwas. Was sagst du dazu, Joly?»

Joly schüttelt den Kopf. Er denkt an die Reblaube, die er vor seinem Hause hat. Da gibt es eine grünangestrichene Holzbank und einen Tisch unter der Reblaube. Hat man die ganze Woche fleissig gearbeitet, wie schön ist es dann, unter das mit Sulfat bespritzte Laub zu sitzen, unter die Trauben, deren Beeren noch hart sind, wie die runden Kugeln unserer Karabiner aus der alten Zeit. Ein Sonntag nach der Ernte. Nun, da setzte man sich mit seinen Freunden zu einer Flasche oder zwei. Soll das etwa nicht erlaubt sein, oder? Damals greinte man über das Trinken noch nicht so. Und die Söhne, die blieben zu Hause; die Töchter beschäftigten sich mit dem Haushalt.

«Ja, da gibt's schon etwas zu sagen», beginnt Monachon wieder. Deutsch von Rudolf Weckerle

Schweizer auf exponierten Auslandsposten

Die Wander- und Abenteuerlust, der Zug nach fremden Ländern und Gestaden ist und war zu allen Zeiten Wesensbestandteil des echten Schweizers. Erinnern wir uns des missglückten Auswanderungsversuches der alten Helvetier (keltische Stämme) zur Zeit Julius Cäsars nach Südwestfrankreich, wo sie im milderem Klima, auf fruchtbarem Boden und an der Meeresküste sich müheloser und besser zu leben versprachen, dann wissen wir, dass schon unseren frühesten Vorfahren die Kolonisation — das Auswandern und Neuaufbauen anderswo — im Blute steckte. Damals sagten die alten Römer ein deutliches Nein zu den Absichten der Helvetier, die, bei Bibracte von Julius Cäsar geschlagen, in die Heimat zurückkehrten und von vorne beginnen mussten. Es gab seither in der Geschichte der schweizerischen Kolonisation im Auslande etliche solcher Meilensteine. Nicht immer waren sie von so markanter geschichtlicher Bedeutung, wie der erwähnte; vieles hat sich stiller zugetragen, wurde weniger bekannt, geschah in

kleinerem Rahmen und wurde kaum von uns beachtet. Dem Schicksal und Werdegang unserer Schweizer auf Auslandsposten etwas nachzuspüren, ist die Aufgabe dieser Zeilen. Vorerst sei darauf hingewiesen, dass nicht nur Abenteuerlust und Wandertrieb die Schweizer in die Ferne lockte, sondern in weit stärkerem Masse reale materielle Voraussetzungen den Anstrich gaben. Als sich im Mittelalter die Bevölkerung in der Schweiz stark vermehrte und der karge Boden besonders in den Bergen den Zuwachs nicht mehr zu ernähren vermochte, suchte man die neue zusätzliche Beschäftigung in der Reisläuferei. Diese machte dem Eidgenossen andere Länder rasch und gründlich vertraut und legte nicht zuletzt den Grundstein zur späteren Auswanderung, die, anschwellend und abflauend bis zum heutigen Tag, nie ganz zur Ruhe gekommen ist. An der Auswanderung beteiligten sich jene Gebiete und Kantone besonders stark, die den Hauptharst der Söldnertruppen gestellt hatten, nämlich die Ur- und Bergkantone mit